

Nr. 195. Bromberg, den 27. August 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

VII.

Ein Fluchtplan.

In den nun folgenden Wochen erhielt Woltmann von allen möglichen Menschen Nachricht. Nur von Herma kam nichts.

Um so mehr beschäftigte er sich mit seinen Fluchtgedanken, die er nun auch seinen beiden Freunden gegenüber zugab. Er mußte das tun, da er wissen wollte, ob er an sie Geld schicken lassen könne.

Beide wiesen es ab. Aber sie verschafften ihm die Namen zweier anderer Kameraden, die völlig vertrauenswürdig waren.

Tatsächlich erhielten diese einige Wochen später die ersten hundertfünfzig Rubel. Woltmann senior schien zu ahnen, was in seinem Sohne vorging, und er hatte als Absender Angestellte seiner Bank zeichnen lassen. So wußte sein Sohn, daß die Sendungen von ihm kamen; während es den Russen verborgen blieb. — Kuppelwalder und Hatfeld hatten durch ihre Abweisung deutlich zugegeben, daß sie eine Flucht planten.

Es überraschte Woltmann nicht, als Kuppelwalder auf einem Spaziergang mit ihm plötzlich französisch zu sprechen begann.

Er antwortete in derselben Sprache und bewies ihm, daß er sie wirklich meisterhaft beherrschte. Kuppelwalder selbst hatte seine Kinderjahre in Frankreich verbracht und später ein Jahr an der Sorbonne studiert. Graf Hatfeld hatte so wie Woltmann eine französische Gouvernante gehabt.

Auf französisch weihte Kuppelwalder Woltmann in ihren Plan ein, und dieser war überrascht von der Genialität des Entwurfs.

Beide wollten sich Zivilkleider verschaffen und Legitimationspapiere als Mitglieder der Besatzung des französischen Quartiers von Tientsin. Kuppelwalder, der ein Jahr gerichtliche Medizin studiert hatte, wollte als Arzt auftreten, während der junge Graf Hatfeld einen Unterleutnant der Polizei darstellen sollte. Beide hatten Marschordre erhalten, nach Frankreich zurückzukehren, um Frontdienst zu leisten. Daß sie über Sibirien nach Hause fuhren, war nur selbstverständlich. Freilich führte dieser Weg auch über Schweden. Selbst für die Beschaffung der Papiere hatte Kuppelwalder gesorgt. Im Mannschaftslager befand sich nämlich ein Wiener Lithograph, der gegen schweres Geld vorzüglich gedruckte Ausweispapiere lieferte. Freilich mußte man ihm einen richtig geschriebenen russischen oder anderssprachigen Text geben. Er konnte mit Feder und Tusche auf einem weißen Bogen irgendeinen amtlichen Titelkopf zeichnen, der wie gedruckt aussah und so gut gemacht war, daß ein sehr scharfes Vergrößerungsglas nötig war, um die Fälschung zu entdecken. Ausgangsscheine mit dem Stempel der Gefängniskanzlei stellte er in etwa zehn Minuten her. Die größte Schwierigkeiten für ihn war, die vielen Schnittfehler der russischen Kautschukstempel, die ungemein nachlässig ausgeführt waren, einigermaßen nachzumachen. Bald hatte er das aber auch herausbekommen, und da er ungemein vorsichtig war, kamen die Russen wirklich nicht auf den Ursprung dieser Fälschungen.

Die Paßphotographien lieferte ein Kamerad, der einmal auf dem Markt in Omsk ein halbzerbrochenes Opernglas gekauft hatte und daraus einen sehr brauchbaren Photoapparat gemacht hatte. — —

„Die Sache ist gut vorbereitet, hat also eine gewisse Aussicht auf Erfolg, und wenn du mithalten willst, so ist auch für dich bei der Tientsiner französischen Polizei noch ein Platz," fügte Kuppelwalder lächelnd hinzu.

Der erste Gedanke Woltmanns war, das Angebot mit Dank zurückzuweisen. Im nächsten Augenblick besann er sich eines besseren und nahm es an; die Sinnlosigkeit einer Zurückweisung war zu augenfällig.

Vor allem konnte er ja wirklich keinen stichhaltigen Grund angeben, ohne zu verraten, daß er seine Flucht auf der Kenntnis der russischen Sprache aufbauen wollte. Dieses Geheimnis aber wollte er unbedingt bewahren. Hätte er aber verzichtet, ohne einen Grund anzugeben, dann hätte er seine Freunde unnötig beleidigt.

Und dann — je mehr er darüber nachdachte, desto ausführbarer erschien ihm der Plan der beiden. Besonders wenn er selbst daran teilnahm; er verstand ja jedes Wort, das die Russen in ihrer Umgebung sprechen würden. Er konnte seine Kameraden warnen, wenn irgendein Verdacht auftauchte. Ja im äußersten Fall war er sogar imstande, die Kenntnis der Sprache zu verwenden. Er konnte sogar als russischer Begleitoffizier mitgehen. Das machte die Sache noch wahrscheinlicher.

Er beschloß, noch sehr ernstlich darüber nachzudenken.

Zwei Tage später sagte Kuppelwalder zu ihm:

„Heut' mußt du dich gut rasieren. Um halb zwei wirst du photographiert."

Damit ließ er ihn stehen und ging weg. Das war keine Unhöflichkeit, sondern Vorsicht. Auch mit Hatfeld verkehrte Kuppelwalder in der letzten Zeit weniger. Was mitzuteilen war, konnte gewöhnlich in ein, zwei Minuten gesagt werden. Dann ging jeder seines Wegs. So wurde kein Mißtrauen wachgerufen.

Um halb zwei Uhr mittags stand plötzlich Kuppelwalder vor Woltmann

„Komm mit!"

Woltmann folgte ihm. Sie gingen durch den Korridor zu einer Einzelzelle mit einem großen Fenster, durch das gutes Licht fiel. Die Zelle war einem höheren österreichischen Offizier zugeteilt worden, der aber im Augenblick nicht anwesend war.

„Rasch, Woltmann, zieh dir diese Bluse an!"

Dabei reichte ihm Kuppelwalder eine Militärbluse, die aussah, als ob sie für einen Narrenabend vorbereitet sei. Sie erinnerte an eine französische Bluse, doch war alles daran aus Papier oder Karton und mit Wasserfarben bemalt. Woltmann zog sie wortlos an, dann stellte ihn Kup-

pelwalder gegen die Wand, drückte ihm eine Kappe auf den Kopf und sagte:

„So, nun schau einen Augenblick auf den Kleiderhaken in der Ecke!"

Dabei öffnete er die Tür und ließ einen Kameraden herein, den Woltmann vom Sehen wohl kannte, mit dem er aber bisher kaum gesprochen hatte. Dieser holte den Photoapparat unter seinem Mantel hervor, stellte ihn rasch ein, sagte: „jetzt!" und stülpte drei Sekunden später den Deckel wieder über die Linse.

Eben wollte er hinausgehen, als drei kurze, schnelle Schläge an die Tür alle erschreckten.

„Verdammt, Inspektion kommt!" rief Kuppelwalder, „was tun wir nun?"

Woltmann erfaßte die Situation blitzschnell. Ein Griff nach dem Apparat, den er rasch aber vorsichtig packte, und im nächsten Augenblick war er halb unter dem Bett, als er Kuppelwalder sagen hörte:

„Danke sehr, Woltmann. Du kannst schon wieder hervorkommen. Es war nur Hatfeld, der geklopft hat. Entschuldige, daß wir dich so auf die Probe stellten, aber auf Geistesgegenwart kommt eben sehr viel an!"

Keinem der drei fiel es ein, den ganzen Vorgang als lächerlich anzusehen.

Zwei Tage später zeigte Kuppelwalder Woltmann das Bild. Der konnte seinen Augen kaum trauen. War er das wirklich? Es war ein Brustbild, das ihn in einer gutsitzenden Uniform als französischen Polizeileutnant zeigte. Die Uniform und die Kappe sahen so echt aus, wie man es überhaupt nur wünschen konnte. Das verkleinerte photographische Bild hatte die Maskerade zur echtesten Wirklichkeit umgeschaffen.

Woltmann bewunderte das Organisationstalent seiner Freunde; und ihr Plan gefiel ihm immer besser.

VIII.

Die Räder des Schicksals.

Der Sommer des Jahres 1915 war angebrochen.

Woltmann, der beschlossen hatte, an der Flucht seiner beiden Freunde tatsächlich als französischer Polizeileutnant teilzunehmen, hatte sich ehrlichste Mühe gegeben, alle Vorbereitungen hierzu so genau wie möglich zu treffen. Er übte sich täglich im Französischen, indem er bald mit dem, bald mit jenem Kameraden, der diese Sprache beherrschte oder wenigstens radebrechte, eine Plauderstunde verbrachte. Im geheimen las er nun öfters halblaut russisch.

Alles war vorbereitet. Die Papiere waren in Ordnung. Bei einer deutsch-russischen Familie in der Stadt lagen Zivilkleider bereit, und die drei warteten nur auf einen günstigen Augenblick, um auszubrechen.

Woltmann trug schweigend die Tatsache, daß er von Herma noch immer nichts gehört hatte, und erwartete alles von einer mündlichen Aussprache, auf die er hoffte. Er glaubte fest an das Gelingen des Fluchtplanes.

Zu seinem Schrecken hatte er in den letzten Tagen feststellen müssen, daß er sich nicht so wohl und gesund wie gewöhnlich fühlte. Es war ja nicht arg, aber immerhin fühlte er sich wie zerschlagen und abgemattet. Er wußte nicht recht, was mit ihm los war, und da er damit rechnete, daß die Sache bald vorüber sei, verschwieg er sie seinen Freunden.

Ein arger Schlag traf die Verschworenen, als sie eines Tages von einem Spaziergang nach Hause kamen und Woltmanns Koffer nicht auf seinem Platz fanden. Sie waren etwa zwei Stunden fortgewesen. Sie hatten nämlich die Erlaubnis, in Gruppen — unter Bewachung — in die Stadt zu gehen, um Einkäufe zu besorgen. Nach langem Suchen fand sich der Koffer in einem versteckten Winkel des Gebändes. Er war erbrochen. Doch war von dem Inhalt nichts anderes genommen als der Umschlag, worin Woltmann seine Barschaft geborgen hatte. Es waren beinahe zweitausend Rubel; und das Ärgste war, daß er darüber gar nicht sprechen durfte, denn sonst hätte er sich verraten.

Rasch wurde ein Kriegsrat gehalten und beschlossen, einen Monat zu warten, um die folgenden Geldsendungen noch zu beheben.

Drei Wochen später kam ein neuer Schlag für Woltmann, unvergleichlich schwerer als der erste. Die Post brachte ihm eine Briefkarte, und mit verständnislos starren Augen, vor denen die Buchstaben riesengroß und höhnend brannten, las er die Worte:

„Lieber Herr Willi!

Wie furchtbar schwer fällt mir die Nachricht, Ihnen die traurige Mitteilung machen zu müssen, daß Ihr verehrter Vater heute um 8 Uhr früh nach ganz kurzem Todeskampf sanft entschlafen ist. Das Schicksal hat Sie jetzt in eine harte Schule genommen! Vielleicht hilft es Ihnen auch, den unendlich schweren Verlust zu tragen.

Betreffend der Abhandlung der Erbschaft und Führung der Bank erbitte ich Ihre Verfügungen.

Mit tiefgefühltem Beileid

Ihr

Karl Holzhauser."

Woltmann hielt die Karte in der Hand und sah sie an. Ihm war es, als ob das ganze Blut seines Körpers zu seinem Kopf drängte. In seinen Ohren begann es zu summen und zu sausen. Kraftlos ließ er das verhängnisvolle Stück Papier aus seinen Händen fallen. Kuppelwalder, der in der Nähe saß und ein Buch las, blickte eben auf und flog mit einem Sprung auf ihn zu und schlug die Arme um ihn. So behütete er ihn vor dem Fallen. Mit der Rechten griff er nach dem Tisch und erfaßte einen Teekessel mit kaltem Tee.

Er zwang den Schnabel des Kessels zwischen Woltmanns Lippen und goß ihm einige Schlucke in den Mund. Woltmann schlug die Augen auf, und aus seiner tiefsten Seele rangen sich die Verzweiflungsworte:

„Bosche, Bosche, ſa tſchto vſjo eto!?" („Gott, Gott, warum das alles!?")

Er hatte sie vor sich hingehaucht in der Sprache, in der ihn die Mutter gelehrt hatte zu beten, in der er die ersten Worte gestammelt hatte, und zu der er immer wieder zurückkehrte, wenn er in Schmerz versunken war, und in der er sicher einst auch seine letzten Worte sprach, wenn ihn das Schicksal aus dem Ringen und Irren dieses Daseins abberief.

So leise die Worte aus seinem Munde gekommen waren, Kuppelwalder hatte sie doch gehört; und wenn er sie vielleicht auch nicht verstanden hatte, so wußte er natürlich doch, daß sie russisch waren. Vor Erstaunen hätte er beinahe den Teekessel aus der Hand fallen lassen. Doch er faßte sich rasch, stellte ihn weg und hob die Karte auf.

Woltmann sah ihn mit einem Blick an, der ihm in die Seele schnitt, und sagte:

„Lies selbst!"

Er las die Zeilen, und seine Hand suchte die Rechte Woltmanns und drückte sie kräftig.

„Armer Willi!"

Es waren nur zwei Worte, aber der Ton sagte alles. Geheimhalten ließ sich die Sache nicht, und Woltmann litt in den nächsten Stunden unsäglich unter den Beileidsbezeugungen seiner Kameraden, so gut gemeint diese auch waren. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn alle ihn in Ruhe gelassen hätten.

Er konnte keine Tränen finden und saß stundenlang starr und apathisch in einer Ecke, ohne ein Wort zu sprechen.

Dann legte er sich auf sein Lager und wandte den Kopf zur Wand; aber er schlief nicht. Er hatte Todesahnungen — und er freute sich darüber.

Kuppelwalder sah sich das einige Tage ruhig mit an — schweigend, unaufdringlich und stets hilfsbereit. Und wenn er wegging, löste Hatfeld ihn ab. Als er aber sah, daß Woltmanns Zustand eher schlechter als besser wurde, beschloß er einzugreifen. Eines Tages setzte er sich zu ihm hin, und es gelang ihm, Woltmann so weit aufzurütteln, daß er ihm einige Fragen beantwortete.

Er lenkte Woltmanns Aufmerksamkeit auf den letzten Satz der Briefkarte und legte ihm nahe, doch wirklich Verfügungen betreffs der Erbschaft und der Bank zu treffen. Woltmann erklärte, daß der erste Prokurist, der schon mehr als einundzwanzig Jahre in der Bank tätig sei, vollkommen verläßlich sei, worauf ihm Kuppelwalder den Rat gab, dann doch diesem Manne die nötigen Vollmachten zu geben.

Woltmann stimmte zu, und Kuppelwalder verfaßte die Urkunde.

Ganz unerwartet zeigte Woltmann dabei plötzlich reges Interesse. Er änderte mehrere Bestimmungen und dehnte vor allem die Machtbefugnisse des Prokuristen Holzhauser,

den er zum Direktor der Bank ernannte, so weit aus, daß er praktisch völlig unbeschränkt handeln konnte.

„Mein Vater hat ihm vertraut, und er hat dieses Vertrauen nie getäuscht. Ich wüßte keinen besseren Mann für diesen Posten."

Als zwei Tage später der amerikanische Vizekonsul, der damals die Belange der Österreicher vertrat, zur Inspektion ins Lager kam, unterschrieb Woltmann vor ihm die Urkunde. Er beglaubigte die Unterschrift und versprach, das Stück auf diplomatischem Wege nach Wien zu senden.

Danach erlosch die aufflackernde Teilnahme Woltmanns wieder, und er sank in die alte Starrheit zurück.

Gerne hätte ihn Kuppelwalder wegen der russischen Worte zur Rede gestellt. Aber ein gewisses Feingefühl hielt ihn zurück. Er wollte sich nicht in die Geheimnisse seines Freundes eindrängen. Doch die Sache gab ihm viel zu denken, ohne daß er imstande gewesen wäre, eine Erklärung zu finden.

Wohl versuchte er noch öfters, den Lebenswillen Woltmanns wachzurütteln.

Der Erfolg war wenig ermutigend. Woltmann setzte seinen Bemühungen den ruhigen Widerstand eines Menschen entgegen, dem alles gleichgültig, ja sogar widerwärtig ist. Einmal brachte er noch einen Funken von Energie auf, aber nur um Kuppelwalder bösartig anzufahren, daß er ihn in Ruhe lassen solle. Gleich darauf besann er sich und sagte: „Vergib, du meinst es ja gut, aber ich fühle mich nicht wohl!"

Dann setzte er sich wieder auf sein Bett wie ein geschlagener Hund. Tagelang schon hatte er fast gar nichts mehr gegessen. Er machte den Eindruck eines Tieres, das sich verkriecht, um zu sterben. Was ihm fehlte, wußten weder er selbst noch Kuppelwalder. Immer deutlicher aber wurde es, daß nicht nur Kummer die Ursache von Woltmanns Benehmen war. Irgendeine Krankheit schien in ihm zu sitzen, und Kuppelwalder nahm sich vor, am nächsten Tage den Arzt auf Woltmanns Zustand aufmerksam zu machen.

Er meldete sich also am Morgen zum Spitalbesuch und ging um 10 Uhr vom Lager weg.

(Fortsetzung folgt.)

Margot verabschiedet sich.

Skizze von Joseph Buck-Fürstenfeldbruck.

Sie begegnen sich täglich morgens kurz vor acht Uhr, fast immer an der gleichen Stelle. Rudolf geht in die Vorlesung auf die Universität und sie — so vermutet er wenigstens — in irgend ein Bureau.

Das hübsche Mädel gefällt dem Studenten, und er möchte es längst gerne ansprechen, aber er verschiebt den Entschluß dazu von einem auf den anderen Tag. Nicht etwa aus Angst, sondern aus einem unbestimmten Gefühl heraus, die tägliche Freude — er freut sich tatsächlich jeden Morgen auf die kurze Begegnung — könnte sich in eine Enttäuschung verwandeln, die Wirklichkeit vielleicht nicht so schön sein wie das Wünschen und die Erwartung. Er weiß ja auch nicht, ob sie ihn überhaupt beachtet; sie sieht ihm allerdings immer voll ins Gesicht, aber das sind ja nur Sekunden, und vielleicht macht sie das bei allen Leuten so.

Diese und ähnliche Bedenken halten Rudolf immer wieder von einem Ansprechen auf der Straße ab. Aber schließlich wird der Wunsch, sie kennen zu lernen, doch so stark, daß er sich eines Tages fest vornimmt, sie bei der nächsten Begegnung anzuhalten und zu begleiten.

Am nächsten Morgen aber begegnet sie ihm nicht. Er wartet lange, aber sie kommt nicht. Auch die folgenden Tage nicht. Rudolf wird ernstlich unruhig: Vielleicht ist sie krank. Er ärgert sich über seine Säumigkeit: Hätte er sie doch ein paar Tage früher angesprochen, so wüßte er wenigstens, wie sie heißt und wo sie wohnt. Nun weiß er aber gar nichts. Er muß immer daran denken, daß sie ihn vielleicht braucht. Margot hat er sie für sich getauft, weil sie dunkel ist, schwarze Haare hat und Augen, die seltsam in ihrem immer bleichen Gesicht stehen. Sie blickten — wie es ihm jetzt nachträglich vorkommt — ihn jedesmal erwartungsvoll an, besonders noch bei der letzten Begegnung.

Er trifft sie auch die nächste Woche nicht. Rudolf wird ernstlich besorgt, er versäumt die Vorlesungen und treibt sich immer in der Nähe der Stelle herum, an der sie ihm täglich begegnet war — aber alles umsonst, er sieht sie nicht mehr.

An einem regnerischen Nachmittag — es sind zwei Wochen seit der letzten Begegnung — bleibt er zu Hause, um die versäumten Vorlesungen nachzuschreiben. Er rückt den Tisch näher an das Fenster und schreibt — schreibt — schreibt —

Als er einmal von seiner Arbeit aufblickt, sieht er in der kleinen Nische am Fenster — Margot sitzen. Er ist darüber merkwürdigerweise gar nicht erstaunt, steht auch nicht auf, um sie zu begrüßen, sondern tut, als wäre sie eine alte Bekannte. Er sagt nur: „Das ist nett, daß Sie einmal zu mir kommen. Ich habe Sie schon lange erwartet."

Sie erwidert ganz leise: „Ja, wenn Sie nicht zu mir kommen, muß ich eben zu Ihnen gehen. Eigentlich bin ich ja nur gekommen, um von Ihnen Abschied zu nehmen."

Nun erschrickt er doch etwas: „Wollen Sie denn verreisen?"

Sie nickt.

Rudolf meint betrübt: „Nun haben wir uns so lange nicht mehr gesehen, und jetzt wollen Sie schon wieder fort. Auf wie lange denn?"

„Ich glaube, auf sehr, sehr lange."

Da kommt ihm ein guter Einfall: „Darf ich Sie nicht begleiten?"

Sie schüttelt den Kopf: „Das wird nicht gut gehen. Es ist keine schöne Abreise; und wie der Weg ist und das Ziel, weiß ich auch nicht."

Er versteht sie nicht und will eben fragen, wohin sie eigentlich reise, da steht sie plötzlich auf, geht auf ihn zu, gibt ihm die Hand und sagt: „So, jetzt ist es höchste Zeit, daß ich gehe. Leben Sie wohl und denken Sie manchmal an mich! Ich habe auch immer viel an Sie gedacht." Sie küßt ihn auf den Mund und geht leise zur Tür hinaus.

Merkwürdigerweise bleibt Rudolf wieder sitzen und gibt ihr nicht das Geleite. Er tritt nur an das Fenster und sieht, wie das Mädchen eilig die Straße hinabgeht und unten bei der Brücke ein Haus betritt. Dann will er sich wieder auf seinen Platz setzen, stößt aber dabei an den Tisch. Es gibt einen lauten Krach — und Rudolf fährt aus tiefem Schlaf in die Höhe. „Ja, was — was ist denn eigentlich los?" sagt er noch ganz benommen vor sich hin. Er sieht umher und merkt, daß er im Schlaf einige Bücher vom Tisch gestoßen hat. Während er sich bückt, um sie aufzuheben, fällt ihm mit einem Male der ganze Traum wieder ein. Er kann ihn sich aber nicht erklären und tritt gedankenvoll an das Fenster.

„Was hat das alles nur zu bedeuten?" Er blickt sinnend in den wettergrauen, düsteren Wolkenhimmel. Plötzlich fährt ihm ein kalter Schauer über den Rücken: Soll das ein Abschied für's Leben sein!? Ist sie gestorben?

Ein Poltern auf der Straße läßt ihn hinabblicken. Ein Wagen fährt vorüber — Rudolf sieht mit Entsetzen, daß es ein schwarzer, geschlossener Wagen ist, ein Totenwagen. Er fährt die Straße hinunter, der Brücke zu. Rudolf steht einige Augenblicke wie gelähmt, dann läuft er aus dem Zimmer, aus der Wohnung, die Treppe hinab, auf die Straße. Der schwarze Wagen fährt in einiger Entfernung vor ihm, langsam und polternd. Rudolf sieht, wie er an einem Haus bei der Brücke hält. Es ist das gleiche, in das er Margot in seinem Traum vom Fenster aus hineingehen sah.

Rudolf wartet gegenüber unter einer Menge anderer Leute. Es ist nicht nötig zu fragen, wer gestorben ist, er erfährt aus den Gesprächen der Umstehenden: „Das arme Mädel, so jung noch und schon sterben müssen!" — „Was hat ihr denn gefehlt?" — „Auf der Lunge hat sie es schon jahrelang gehabt. Vor vierzehn Tagen bekam sie einen Anfall, seitdem wurde es immer schlechter, und vorhin ist sie gestorben."

Aus der Haustür treten vier Männer, die einen Sarg tragen und ihn in den Wagen stellen, der langsam und polternd wegfährt. Ein Geistlicher geht betend hinterdrein.

Rudolf wandelt in einiger Entfernung wie betäubt hinterher; er denkt nur: Wie sonderbar, daß man als tot noch so laut und lärmvoll durch die Straßen fahren muß! Man hätte es doch eigentlich verdient, jetzt ungestört schlafen zu können.

Als er sein Zimmer betritt, ist es fast ganz dunkel. Es fröstelt ihn. Licht! Er dreht am Schalter. Welche Hellig-

keit füllt den Raum. Auf dem Tische liegen noch die Bücher und Kolleghefte vom Nachmittag. Nur wenige Worte sind eingetragen, auf denen er dann einschlief.

Er taucht die Feder in die Tinte und schreibt in die Mitte der nächsten Seite seines Heftes: „Warum geht manches so und nur so und läßt sich durch nichts, durch keine Macht der Welt mehr ändern?“ Dann trocknet er die Schrift sorgfältig ab und schließt das Heft.

Wenn man dem Schicksal nachhilft.

Humoreske von **Waldemar Augustiny-Bremen.**

Eva im Paradies hatte es einfach! Sie brauchte nur den Apfel auszustrecken, und schon saß ein Adam dran. Eva Neuhof hatte es dagegen schwerer. Sie stand im Beruf, der ihre Zeit ausfüllte. Sie war Schwester, und es fehlte ihr in der Stadt an Bekannten. So mußte sie dem Schicksal etwas nachhelfen, wenn sie nicht als alte Jungfer sitzen bleiben wollte.

Also gab Eva Neuhof eine Anzeige auf: „Junges Mädchen, beruflich tätig, fleißig, sparsam, gesund und, wie man sagt, hübsch, möchte sich mit einem Mann in fester Stellung und mit gutem Charakter verheiraten. Angebote unter . . .“ Die Worte waren alle sehr überlegt, sie glaubte, richtig ausgedrückt zu haben, was sie suchte und was sie einem Mann zu bieten hatte. Die Chiffrenummer setzte der freundliche Herr von der Zeitung ein.

Am nächsten Tag flog das Blatt in viele Häuser, und Eva Neuhof war sehr aufgeregt. Zuerst glaubte sie, jeder sähe es ihr an, daß sie die Verfasserin des öffentlichen Aufrufes wäre. In der Nacht träumte sie, jeder Mann der Stadt schriebe ihr einen Brief und die weißen und bunten Umschläge regneten auf ihr Bett.

Es wurde aber nicht so schlimm. Zwar hatte nicht einmal jeder zweite Mann geschrieben, aber immerhin, die Handtasche, in die Eva die Briefe gesteckt hatte, ging nicht mehr zu. Es genügte.

Eva Neuhof las. Manche Briefe, waren sehr albern — o, wie selbstgefällig waren die Männer! —, einige waren ernsthafter, und Eva Neuhof machte gleich zwei Haufen und schied so die Schafe von den B . . ., sagen wir Lämmern.

Ein Brief gefiel ihr in seiner Schlichtheit am besten. Er enthielt überhaupt kein Eigenlob, war kurz, sachlich, ganz männlich: „Ich las mit Interesse Ihre Anzeige und bitte Sie, in den nächsten Tagen zwischen zehn und elf bei mir vorzusprechen.“ Diesen Brief beantwortete Eva Neuhof zuerst, und zwar schrieb sie, daß sie aus verständlichen Gründen nicht ins Kontor kommen möchte — später gern, aber für diesmal schlage sie Café soundso vor, und sie werde dort warten, kenntlich an einer roten Rose im Knopfloch. — —

Mit dem sachlichen, höchst männlichen Brief hatte es nun folgende Bewandtnis. Herr Liebmann, Inhaber einer Seidenfirma und im Gegensatz zu seinem Namen von der Liebe nicht berührt, suchte eine Schreibhilfe, annoncierte deswegen in der Zeitung und schrieb gleichzeitig auf einige Stellengesuche. Aus Versehen aber hatte er auf einen der letzten Briefe eine verkehrte Chiffre geschrieben, und so gelangte dieser, gegen die Absichten des Absenders, in Eva Neuhofs rosige Hände.

Herr Liebmann war nicht wenig erstaunt, als er unter den vielen Bewerbungen einen Brief vorfand, in dem die junge Dame um ein Stelldichein im Caféhaus bat. Man kann wohl sagen, daß dieser Brief unter der Menge genau so auffiel, wie sein Brief unter denen der Heiratslustigen. Was nun?

Jedenfalls besaß die junge Dame Schneid. Wer Schneid hat, ist auch zu gebrauchen. Herr Liebmann rief seinen Prokuristen und fragte, ob er vielleicht . . . Der aber hielt gleich beide Hände hoch. Auf keinen Fall! Wenn seine Frau etwas davon erführe! Mit einem Mädchen im Caféhaus! Außerdem könnte das ja eine Hochstaplerin sein. Er jedenfalls rate ergebenst aber entschieden ab.

Herr Liebmann tat grundsätzlich das Gegenteil von dem, was sein Prokurist sagte. Da dieser mit der Zeit meist das Gegenteil von dem sagte, was er meinte, hatten die beiden sich ganz gut eingelebt. Also Herr Liebmann ging nun gerade hin.

Dem Prokuristen war und blieb die Sache nicht geheuer. Er wartete einige Stunden, wartete über Geschäftsschluß. Von seinem Chef keine Spur. Da beschloß er endlich, in das bewußte Café zu gehen.

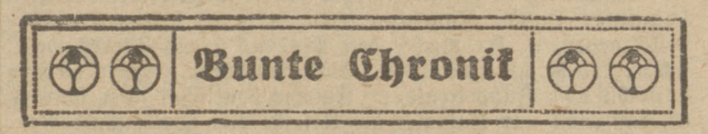
„Ein dicker freundlicher Herr mit Glatze? Eine Dame mit einer Rose an der Brust? Kennen wir nicht.“

„Ja, so“, meldete sich die Kellnerin. „Sie meinen die Dame, die so hell lachen konnte, was? Ja, die beiden sind eingehakt weggegangen. Was haben sie viel gelacht! Und dann haben sie sich ein Auto genommen und . . .“

„Danke!“ sagte der Prokurist. Er war jetzt auf alles gefaßt. Wenn nur das Geschäft keinen Schaden erlitte. Halb gebrochen kam er zu Hause an.

Am nächsten Tag saß der Chef schon früh am Arbeitstisch, strahlend, mit einer knallroten Rose im Knopfloch. Er war nicht wieder zu erkennen.

„Gut, daß Sie kommen“, sagte er zu seinem Prokuristen. „Hier, rauchen Sie mal 'ne Zigarre. Brasil, prima. Na — was machen Sie denn für'n Gesicht? Kopf hoch, Kopf hoch, Meier! Das Schicksal ist gar nicht so schlimm, und im Notfall muß man eben ein bißchen nachhelfen. Merken Sie sich diese Lebensregel! Und nun halten Sie sich mal am Stuhl fest. Sie müssen eine Anzeige zur Zeitung bringen lassen: Eva Neuhof, Horst Liebmann, Verlobte. Auf alle Fälle gestriges Datum. Da staunste, was?“



Große Insektenschwärme bedrohen Newyork.

Außer der großen Hitze leiden die Einwohner von Newyork in den letzten Wochen an einer Insektenplage, wie sie in dieser Art noch nie in Amerika in einem solchen Umfange aufgetreten ist. Der Ostwind hat aus der Richtung von Long Island ungeheure Schwärme von Insekten — weiße Ameisen und Mücken — in die Stadt gebracht, die auf den Straßen in so großen Mengen in Erscheinung treten, daß dadurch bereits der Verkehr gestört wird. Die Insekten heften sich nicht nur an die Kleider der Fußgänger, sondern kriechen auch in Ohren und Nasen, sie werden besonders gefährlich für Chauffeure, die durch undurchdringliche Insektenschwärme die Richtung nicht halten können. Auffallend große Schwärme von Insekten treten abends auf, wenn die Lichtreklame aufleuchtet. In den Abendstunden ist der Verkehr auf den Straßen von Newyork daher bereits lebensgefährlich geworden, da die Schwärme die Straßen nicht nur verdunkeln, sondern die Passanten zu Fuß oder per Auto einfach angreifen. Ein Mittel, die Insekten wirksam zu bekämpfen, ist bis jetzt noch nicht erfunden worden.



Fatal.



„Warum weinst du, kleiner Mann?“
„Ich will mein Käsebrot wiederhaben!“
„Wo ist's denn?“
„Sie sitzen drauf!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.